10. Auf der Fährte des Wolfes.

Frau Elsbeth und deren Tochter saßen in einem Zimmer des Erdgeschosses bei der Arbeit. Erstere beschäftigte die Herstellung einer Nachtjacke. Hildegard saß am Stickrahmen.

„Heute flößt mir Dossenheims Besuch keinen Schrecken ein, weil ich unseren edlen Beschützer nahe weiß," sagte die Mutter. „Helmstädt macht den Eindruck eines klugen, entschlossenen Mannes, der ohne Zweifel Wege und Mittel kennt, die Drohungen unseres Peinigers abzuwehren."

„Zur Abwehr von Drohungen gehört notwendig die Kenntnis von der Art und Beschaffenheit derselben," erwiderte Hildegard, die längst bemerkt hatte, daß geheime, höchst gefährliche Pläne Dossenheims bestanden, von denen ihre Mutter wußte, die man aber ihr verschwieg. Jetzt versuchte sie, der Mutter eine Aufklärung zu entlocken. — „Wie könnte der Baron die Ausführung von Drohungen verhindern, die uns beiden und auch ihm unbekannt sind?"

„Unbekannt — auch uns unbekannt?" wiederholte erstaunt Frau Elsbeth. „Gar oft drängte er um deine Erhörung seiner Bitte — erklärte seine Geduld er-

schöpft — drohte mit der Wandlung seiner Liebe in Haß — und dies alles sollen keine beängstigenden Drohungen sein?"

„Diese Drohungen bestehen nur in Euren ängstlichen Vorstellungen, liebe Mutter! Für mich ist die in Aussicht gestellte Unterlassung seiner Besuche keine Drohung, sondern ebenso erfreulich, wie angenehm die Wandlung seiner Liebe in Haß. Sohin gibt es in dieser Hinsicht für den ritterlichen Herrn Alfred nichts abzuwehren."

„Wie kurzsichtig du sein kannst! Haß erzeugt Rache — und Rache ist die Mutter von Meintaten und mancherlei Verbrechen."

„Hat Dossenheim etwa ein Verbrechen angedroht?" forschte Hildegard.

Jetzt kam Frau Elsbeth in die Enge. Von der angedrohten Anklage auf Hexerei und den entsetzlichen Folgen dieser Beschuldigung durfte sie nichts sagen, und die Lüge verbot ihr das Gewissen. Hildegard bemerkte die mütterliche Verwirrung und stutzte.

„Demnach hat Dossenheim eine bestimmte Drohung ausgestoßen — worin besteht sie?"

„O Hildegard, mein Kind, quäle doch nicht deine ohnehin geängstigte Mutter! Raube mir nicht den Trost und die Freude des Glaubens an die schützende Hand des edelsinnigen Herrn von Helmstädt."

„Seid beruhigt, liebe Mutter! Auch ich glaube mit Euch an Helmstädts Edelsinn und Hilfebereitschaft, obwohl ich nicht einsehe, wie er dieselbe betätigen kann."

„Später wirst du es einsehen und Gott danken, daß er uns einen Beschützer sandte."

Beide schwiegen. Die Mutter rang mit Besorgnis und Angst. Die Tochter war überzeugt von einer für sie bestehenden großen Gefahr.

Tritte im Vorzimmer unterbrachen die Stille. Der Freiherr trat ein, von Elsbeth mit einer an Begeisterung streifenden Freude empfangen. Hildegard erwiderte seine tiefe Verbeugung mit freundlichem Verneigen.

„Seid uns herzlich willkommen, Herr Baron! Euer Besuch bereitet mir die größte Freude," versicherte Elsbeth. „Wollet gefälligst Platz nehmen," und sie rückte ihm einen bequemen Sessel. „Verzeiht mir das offene Geständnis, daß ich Eure Gegenwart betrachte wie die Gegenwart unseres Schutzgeistes."

Alfred lächelte und warf einen forschenden Blick auf Hildegard, die etwas beschämt zu sein schien, wohl über das gerade nicht streng frauenhafte Benehmen ihrer Mutter.

„Ich bin stolz auf Eure Hochschätzung für mich, gnädige Frau, werde auch bestrebt sein, dieselbe immer zu verdienen. — Wie befindet sich edles Fräulein?"

„Ich danke, Herr Baron, sehr wohl, teile auch dieselbe Hochschätzung für Euch, wie meine Mutter."

Er begriff sofort die doppelsinnige Bedeutung ihrer letzten Worte.

„Also eine mütterliche Hochschätzung," scherzte er. „Innigen Dank für das mütterliche Empfinden, edles Fräulein."

„Ich bitte um Vergebung, Herr Baron, wenn sich mein Empfinden mehr herausnahm, als ihm erlaubt ist," versetzte sie errötend.

„Der Vergebung bedarf es nicht, wohl aber des Dankes meinerseits; denn schon die mütterliche Hochschätzung beglückt mich," sprach er mit ernster Miene. „Nun," wandte er sich an die Mutter, „ist der hartnäckige Werber Dossenheim heute noch nicht erschienen?"

„Nein, noch nicht — wird jedoch bald erscheinen. Bei Eurer Anwesenheit fürchte ich unseren Peiniger nicht. Käme er doch geschwind, auf daß Ihr diesen Menschen von Angesicht kennen lernt. Freilich, in Eurem Beisein wird er seine Anzüglichkeiten und Roheiten nicht wagen."

„Vielleicht doch," entgegnete er. „Rohlinge und Trunkenbolde unterwerfen sich keinen Schranken des Anstandes, wie Dossenheim Euch gegenüber beweist."

„Diese tiefgesunkenen Menschen kennen allerdings keine Rücksicht gegenüber schwachen Frauen," bestätigte Hildegard. „Weil sie aber nicht bloß roh, sondern auch feige sind, darum bleiben sie, in Gegenwart edler Männer, aus Furcht in den Schranken des Anstandes."

„Also, siehst du," behauptete rechthaberisch Frau Elsbeth, „schon die bloße Gegenwart des Herrn Barons genügt, uns zu schützen gegen Beleidigungen."

Die Unvorsichtigkeit der Mutter rief glühende Röte auf Hildegards Angesicht.

„Zweifelte etwa Fräulein Tochter an der Möglichkeit oder an dem Ernst meines verheißenen Schutzes?"

„Gewiß nicht — o nein! Sie meint nur, Euer starker Schutz sei nicht notwendig, weil sie Dossenheim geringschätzt und von dessen entsetzlicher Drohung nichts weiß."

„Worin besteht diese entsetzliche Drohung?" fragte Hildegard.

„Natürlich in der Bosheit des Schurken," antwortete er für die verlegene Mutter. „Bösewichte sind immer zu fürchten, schon ihr Dasein ist eine beständige Drohung."

Sie richtete ihre Licht und Geist ausstrahlenden Augen auf den jungen Mann, indem sie erwiderte: „Geschickte Anwälte sind für Bedrängte jederzeit erwünschte Beistände."

Seine Verblüffung war so vollständig, daß er sich mit einer stummen Verbeugung begnügte.

„Ach — eben kommt er!" sagte die Mutter.

Durch das Vorzimmer polterten schwere Tritte. Die Türe öffnete sich weit, und herein stampfte, sichtlich benebelt, den Hut auf dem Kopfe, das Gesicht grimmig verzerrt, Ritter Hans von Dossenheim. Schon beim

zweiten Schritte in dem Zimmer blieb er steif stehen und starrte verwundert auf Helmstädt. Dieser musterte finsteren Blickes den Tyrannen hilfloser Frauen. Er sah zwei glotzende Augen auf sich gerichtet, gewahrte die blaue Nase in dem aufgedunsenen kupferroten Gesicht, sowie die Merkmale gemeiner Roheit und tückischer Bosheit in den Zügen des Säufers und wurde von Ekel und Verachtung ergriffen.

Da sich Dossenheim nicht rührte, kein Wort sprach, den zerknitterten Hut gröblich auf dem Kopfe sitzen ließ, so wandte sich Helmstädt an die Hausherrin.

„Gnädige Frau, könnt Ihr vielleicht mir sagen, wer dieser plump geartete Mensch ist?"

Rasch erhob sich Hildegard.

„Ich erlaube mir, die Herren einander vorzustellen: Ritter Hans von Dossenheim — Reichsfreiherr Alfred von Helmstädt."

Jetzt wurde der Säufer plötzlich ganz nüchtern, sogar anständig. Er riß den Hut vom Kopfe und machte eine tiefe Verbeugung.

„Potz Wetter — Herr Baron, ich bitte um Verzeihung, wenn ich etwa mich tölpelhaft betrug. Ich habe Euch niemals gesehen, konnte also nicht wissen, daß Ihr dem reichen und mächtigen Geschlechte der Reichsfreiherren von Helmstädt angehört. Jetzt freut es mich ganz maßlos, Eure Gnaden kennen zu lernen. Nehmet es nicht ungut, wenn ich so kühn bin, in Eurer Nähe mich niederzulassen."

Er setzte sich auf den nächsten Stuhl.

Frau Elsbeth hatte mit großem Erstaunen die Rede ihres Quälers vernommen. Auch die bescheidene, fast unterwürfige Haltung des Grobians überraschte sie.

Hildegard blickte in abwehrender Kälte vor sich hin.

„Mir ist es angenehm, bei dem Besuche unserer geehrten Gutsnachbarin, der edlen Frau von Langenstein, Euch zufällig begegnet zu sein," erklärte er in leichtem Unterhaltungston. „Ich komme selten nach Handschuhsheim und bin unbekannt in der Gegend. Soviel ich weiß, sind die Dossenheim an der Bergstraße angesessen."

„Ganz recht, Herr Baron, ganz recht! Fünfviertel Stunde von hier liegt Dossenheim. Ich bin vorläufig der letzte meines alten Geschlechtes. Ich sage vorläufig, weil ich kaum vierzig Jahre zähle und wieder zu heiraten gedenke, und meine erste Frau, die mir keine Kinder schenkte, vor zwei Jahren gestorben ist."

„Ein richtiger Edelmann findet immerhin ein löbliches Ehegemahl," bemerkte leichthin der Baron.

„Wahr, Euer Gnaden, sehr wahr! Und ich bin ein richtiger Edelmann, indem ich keinem nachstehe in edlen Sitten, Gebräuchen und allen Vorzügen des heutigen Adels. Aller Spiele und Kunstgriffe bin ich kundig, sei's mit Würfeln oder Karten. Beim schwersten Wettrinken bin ich niemals unter dem Tisch gelegen. Sogar beim großen Wettsaufen in der Burg

zu Heidelberg kam ich unter den Preisträgern gleich nach dem Kurfürsten."

„Demnach war Euch der Pfalzgraf doch über."

„Leider ja — ist aber ganz natürlich, dieweilen er zwanzig Jahre jünger ist und noch mehr aushalten kann. Dennoch nehme ich es auch mit jungen Humpenhelden auf."

„Ihr bewohnt wahrscheinlich Euren Stammsitz, die Burg Dossenheim?"

„Jetzt nicht mehr," antwortete Hans mit finsterer Miene. „Vor einigen Monaten verlegte ich meinen Wohnsitz herab an den Fuß des Berges."

„Warum dies?"

„Weil's mir in dem alten Eulennest nicht mehr behagte. Bei Sturm und Wetter ist's nicht mehr hübsch dort oben. Auch des Bergsteigens war ich müde. Im Tal ist's viel bequemer."

„Die Ritter vergangener Zeiten bauten feste Häuser auf Bergeshöhen — die Ritter der Gegenwart verlassen die Höhe und steigen herab. Also besteht ein großer Unterschied zwischen dem Rittertum der Gegenwart und jenem der Vergangenheit."

Hildegard nickte lächelnd über die doppelsinnige Rede, von Hans gar nicht verstanden.

„Abermals richtig, Herr Baron! Die Menschheit macht Fortschritte in allen Stücken, auch im Wohnen, was zu loben."

Helmstädt erhob sich.

„Bezüglich unserer Angelegenheit, gnädige Frau, in deren Verhandlung wir gestört wurden, bestimmen wir zum völligen Austrag einen anderen Tag. Wann darf ich wieder vorsprechen?"

„Wir sind immer bereit, Euer Gnaden zu empfangen."

Er verbeugte sich vor den Damen, übersah den Unhold und verschwand.

Dossenheim stand einige Augenblicke nachdenkend.

„Der junge Baron ist ein ganzer Mann, das bin ich auch, darum lasse ich mich nicht länger an der Nase herumführen. Ihr wißt, was ich meine, Frau Elsbeth — entweder so, oder so!" Er machte eine drohende Handbewegung und boshaft glitzerten die Glotzaugen. Ohne Abschiedsgruß polterte er hinaus.

Alfred hatte kaum hundert Schritte zurückgelegt, als Ritter Hans ihm zur Seite trat.

„Es wäre gegen Redlichkeit und Nächstenliebe, Euer Gnaden die große Gefahr zu verschweigen, darin Ihr dermalen Euch befindet," hob er an. „Ich kann dies genau wissen, weil mir selbst in gemeinter Gefahr großes Unheil widerfuhr."

Helmstädt blieb stehen und sah dem Heuchler scharf in das unheimliche Gesicht.

„Wenn ich verstehen soll, was Ihr meint, dann bedarf es einer deutlichen Erklärung."

„Ganz richtig, Herr Baron! Ich erkläre mich also deutlich, obwohl dies nur geschehen kann durch meine eigene Herabsetzung. Dennoch tue ich es, weil mich hiezu die höchste Achtung für Euch zwingt und weil ich verhüten möchte, daß Ihr durch Zauberei bestimmt werdet, eine sehr verführerische Hexe zu heiraten. Ihr habt doch vorhin bei Frau Elsbeth das verzaubernd und verhexend schöne Mädchen gesehen?"

„Nein! Von Zauberin oder Hexe sah ich nichts."

„Dann hat Euer Gnaden ganz andere Augen wie ich. Ihr werdet die Zauberei aber schon sehen und fühlen, wenn Ihr im Hofe Langenstein weiter verkehrt."

„Wieso — was meint Ihr?"

„Das will ich Euer Gnaden durch ein Beispiel zeigen, nämlich durch meine eigene Erfahrung. Die gemeinte Zauberin ist Fräulein Hildegard von Langenstein. Sehr groß und mächtig ist ihre Zauberkunst. Mich hat sie total verhext, das heißt, in den Bann der Abhängigkeit von ihr gebracht. Ich muß immer an sie denken, habe nicht Ruhe, nicht Rast, muß ihr jeden Tag nachlaufen, kann ohne sie gar nicht leben. Gleichem Elend durch Verhexung werdet auch Ihr verfallen, wenn Ihr die Besuche im Edelhofe nicht unterlaßt."

„Ich begreife nicht, wie man sich vor etwas fürchten kann, was gar nicht existiert. Es gibt doch keine Hexen."

„Keine Hexen?“ wiederholte Hans verwundert. „Werden nicht täglich Hexen in Menge verbrannt? Vor acht Tagen hat man droben in Schwaben an einem Orte zehn Hexen verbrannt. Solches weiß Euer Gnaden nicht?“

„Nicht unbekannt ist mir die Herrschaft des grausamsten Aberglaubens im Reiche. Man verurteilt zu Folterqualen und zum Feuertode ganz unschuldige Frauen. Nach Vernunft und religiösen Glaubenslehren gibt es keine Hexen — das Hexenwesen ist sündhafter Wahn.“

„Herr Baron, Ihr seid stark im Irrtum! Im ganzen Reiche treiben die Hexen ihr teuflisches Spiel. Darum werden sie mit Recht überall in Stadt und Land verbrannt. Ich selbst erfahre am eigenen Leibe die Teufelskünste der Hexe Hildegard. Euch wird gleiches Unheil begegnen, wenn Ihr durch Umgang mit dem wunderschönen Fräulein der Gefahr Euch aussetzt, von ihr verhext zu werden.“

„So — so!“ tat Alfred bedenklich. „Demnach könnte mir dasselbe Unglück passieren wie Euch.“

„Verlaßt Euch darauf, das wird geschehen, so wahr ich der verhexte Ritter Hans von Dossenheim bin.“

„Warum verklagt Ihr die Hexe nicht?“

„Das wird sicher geschehen, wenn sie meinem Willen und Ansinnen widersteht.“

„Eurem Ansinnen und Willen — worin bestehen beide?“

„Darin, daß sie an mir das Verhexen einstellt. Etwas anderes verlange ich nicht."

Er hielt plötzlich inne und erschrak.

Ein Mann, im langen Kaftan der Juden, tauchte in geringer Entfernung vor ihnen auf, — eine Schreckensgestalt für Hans, der stehen blieb.

„Herr Baron, ich habe an Euch meine Schuldigkeit getan — Ihr seid gewarnt. Jetzt muß ich stracks heimwärts."

Er wandte sich um und trat eilends den Rückweg an.

Auch der Jude, ein schon bejahrter Mann, beschleunigte seine Schritte, um den Ritter einzuholen. So gab es zwischen beiden ein Wettlaufen, das von Helmstädt beobachtet und begriffen wurde.

„Aha — der Wucherjude verfolgt das flüchtige Wild — eine Bestätigung meines Verdachtes. Da ich seit gestern die Wege und Pfade zwischen hier und Dossenheim bewachen lasse, werde ich erfahren, ob der Jude jagt den flüchtigen Wolf."

Hans strengte alle Kräfte an, dem Juden zu entkommen, der mit Beharrlichkeit und schnelleren Füßen die Hetzjagd fortsetzte. Schließlich wurde dem entkräfteten Trunkenbold das rasche Gehen so anstrengend, daß er nach Luft schnappte und der Schweiß ihm vom Gesichte rann. Gezwungen ging er langsam und wurde von dem Hebräer bald eingeholt.

„Herr Ritter, warum lauft Ihr davon vor Baruch? Warum flüchtet Ihr vor mir, dem Ihr doch soviel verdankt — dem Ihr alles schuldig seid?"

„Alles schuldig — das ist gut gesagt! Warum bin ich dir alles schuldig? Weil du all mein Eigen durch Wucherzinsen verschlungen hast. Bei Darlehen mußte ich dir vierzig und fünfzig Prozent zahlen. So kam es, daß ich alles dir schuldig bin."[42])

„Gott unserer Väter, was sagt Ihr? Verschlungen habe ich Euer Gut? Das ist gesagt gegen die Wahrheit. Geliehen hab' ich Euch mein gutes Geld gegen gute Zinsen. Wovon soll leben der Jude, wenn er nicht zieht gerechte Zinsen von allen, die nehmen sein gutes Geld? Gegeben hab' ich Euch auf Handschrift mein Geld, und Ihr habt mir verschrieben Euer Gut an Land und allen Besitz als Sicherheit für meine großen Darlehen. Wie oft seid Ihr gekommen zu mir und habt gesagt: ‚Baruch, ich brauche wieder Geld!' Niemals hab' ich Euch abgewiesen — immer geöffnet meine eiserne Truhe, gegen Sicherheit Euch aufgezählt meine echten, vollwertigen Taler."

„Ja, so hast du getan, bis deine Wucherzinsen und Wucherkniffe mich um alle Habe gebracht. Jetzt leihst du mir keinen Heller mehr."

„Gottes Wunder, wie darf ich Darlehen geben einem Mann, der mir weitere Sicherheit nicht ausstellen kann, weil ich bereits schriftlich alles von ihm habe, was er besaß? Zum letzten Male mahne ich Euch,

mir vorläufig zu zahlen die rückständigen Zinsen. Weigert Ihr Euch, dann werde ich gehen vor Gericht und einziehen alles, was mir Eure Handschriften verbürgten. Ja, das werde ich tun."

Dossenheim blieb stehen und betrachtete den Juden mit wütenden Blicken. Sie standen in der Nähe eines Nußbaumes, ohne den Mann zu gewahren, der unter dem Baume im hochgewachsenen Klee lag.

„Baruch, jetzt pass' auf, was ich sage!" fing Hans mit wichtiger Miene an. „Es steht mir ein seltenes Glück bevor, nämlich ein Reichtum, der groß genug ist, mich von dir loszukaufen und dennoch reich zu bleiben. Habe also nur kurze Zeit noch Geduld — du erhältst deine Zinsen und zurück alle Darlehen."

„Nu — das ist viel gesagt — doch aber nur eine leere Ausrede, von denen Ihr viele auf Lager habt. Ich jedoch habe auf Lager keine Geduld mehr, weil sie von Euch ganz und gar mißbraucht wurde."

„Was, verdammter Jude, du zweifelst an dem Worte eines Edelmanns?" rief Hans aufbrausend.

„Zweifeln? Nein, gar nicht zweifle ich! Aber ich weiß, was ich erfahren habe — nämlich, daß Ihr niemals Wort haltet."

„Gut! Morgen sollst du erfahren und überzeugt werden, daß mir ein großer Reichtum vor der Türe steht. Komme also morgen nachmittag zu mir in mein Haus, dort werde ich dir den Reichtum zeigen."

„Was Ihr sagt, Herr Ritter, freut mich. Ich werde sehen morgen, ob wahr ist Eure Rede oder nicht. Also morgen nachmittag sollt Ihr mich sehen in Eurem Hause. Bis dahin lebt wohl."

Er wandte sich um und trat den Heimweg an.

Dossenheim blieb stehen und schaute finsteren Blickes dem Juden nach.

„Verdammter Wucherer und Halsabschneider!" stieß er grimmig hervor. „Komme nur, ich werde dich übers Knie legen!"

Brummend und fluchend ging er weiter.

Der Mann im Klee erhob sich und trat auf den Weg, eine gedrungene, breitschulterige Gestalt. Nach der Tracht hätte man ihn für einen Bauer halten können, wäre nicht bei manchen Bewegungen unter dem grauen Kittel die Spitze eines kurzen Schwertes sichtbar geworden.

„Ein glücklicher Zufall — er mag meinem Herrn behagen," sagte er lachend und ging raschen Schrittes gegen Handschuhsheim.